

Leseprobe aus:
Bernd Schröder
Wir sind doch alle da



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER



Bernd Schroeder

**WIR SIND
DOCH ALLE DA**
Roman

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-23267-9

© Carl Hanser Verlag München 2015

Alle Rechte vorbehalten

Satz im Verlag

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Für
Franziska

1 Was ist eigentlich passiert?

Keiner weiß es. Es war ja niemand dabei. Sind ja alle ihrer Arbeit nachgegangen, heute, an einem normalen Werktag, einem Montag im Februar, etwa 15 Grad, Sonne, Windstille. Es gibt keine Zeugen. Es hat keiner etwas gesehen. War ja niemand in der Nähe, der etwas hätte sehen können. Was passiert ist, weiß man jetzt schon, aber wie, das weiß man nicht. Und warum eigentlich und wann. Es kann ja schon mittags geschehen sein, aber auch später am Nachmittag. Am Vormittag ist er alleine hinaufgefahren. Das hat wenigstens die Oma Else später gesagt. Er hat schon gesagt, erinnert sie sich, dass er hinauffahren will zur Hütte. Aber ob er direkt hinaufgefahren ist oder ob er noch woanders hingefahren ist, darüber weiß man bis jetzt nichts. Gegen vier jedenfalls hat ihn sein Onkel, der Forstbeamte Thomas Seidel, in der Hütte oben gefunden, und die verdamnte Tür war zu. Sonst wäre es ja gar nicht passiert, wenn die Tür nicht zu gewesen wäre, wenn er selber, der Benny, sie nicht zugemacht oder eventuell auch der Wind sie zugeschlagen hätte. Obwohl es an dem Tag eigentlich überhaupt keinen Wind gegeben hat. Thomas sagt, dass es oben, wo er die Wildbisschäden an der Neuaufforstung kontrolliert hat, schon einen schwachen Wind gegeben haben könnte. Die Tür fällt leicht zu, weil Thomas sie vor ein paar Wochen noch geölt hat. Es kann dann schon so gewesen sein, dass ein kleiner Windstoß sie zugeschlagen hat. Man kann jetzt natürlich sagen, was nützt das Fragen um den

Wind und die Tür und das Wie und das Wann und Warum, was passiert ist, ist passiert, und das ist schlimm genug. Aber genauso kann man auch fragen, hätte das überhaupt passieren dürfen, ist nicht auch jemand schuld daran? Ist denn da oben alles vorschriftsmäßig? Thomas sagt, dass er gar nicht zur Hütte hingegangen wäre, weil er sich eh schon verspätet hatte. Schließlich sei er ja zu Fuß oben gewesen. Er habe sich dann aber gewundert, dass er Bennys Moped vor der Hütte hat stehen sehen. Na, da schaust du doch mal nach, was der hier oben macht. Er habe gezögert, weil er gedacht habe, dass der Junge vielleicht mit einem Mädchen in der Hütte gewesen ist. Obwohl die Hütte ja eigentlich der Familie Maus gehört, hat Thomas, weil er sich oft um alles Mögliche kümmert, ein Recht darauf, in die Hütte zu gehen. Er ist ja auch öfter hier oben, von Berufs wegen. Und wenn dann mal ein plötzliches Gewitter aufkommt, dann kann er sich hierher zurückziehen. Jedenfalls, sagt Thomas, habe er laut gerufen und gepfiffen, sich bemerkbar gemacht, aber nichts, nichts habe er gehört. Die Tür zur Hütte sei nicht abgeschlossen gewesen, der Schlüssel habe von außen gesteckt, also sei er hineingegangen, habe aber auf dem Tisch nur den Helm und die Motorradjacke des Jungen gesehen, ihn selbst aber nicht. Dann habe er das Gas gerochen, und auch das Rauschen der Dusche habe er gehört, was ein leises Rauschen ist, denn der Druck ist nicht sehr stark. In der Kammer hinter der Hütte habe er Benny gefunden, nackt lag er da, tot. Er habe dann erst einmal sofort das Wasser abgedreht, damit der Durchlauferhitzer seine Arbeit einstellte, dann die hintere Tür aufgerissen, um selbst Luft zu kriegen. Für ihn sei der Junge wie tot gewesen. Glücklicherweise habe er sein Handy dabei gehabt und gleich anrufen können, so dass er dableiben konnte, bis die Sanitäter gekommen sind. Er habe dann seinen

Vater Siegfried angerufen, die anderen habe er alle nicht erreicht. Ines war nicht im Laden. Ruf du die Familie Maus an, habe er zum Vater gesagt.

Warum Benny überhaupt heraufgefahren ist und warum er ausgerechnet in der Hütte geduscht hat, das kann sich Thomas nicht erklären. Und warum er nicht die Tür aufgelassen hat? Wo doch jeder weiß, dass man dort die Tür offen lassen muss, wenn der Durchlauferhitzer läuft.

So etwas habe er noch nicht erlebt, sagt Thomas, dass man neben einem Toten sitzt, einem nackten Toten, über eine halbe Stunde lang, und kann nichts tun, nur ihn anstarren. Er habe ja gedacht, dass er tot ist. Und dann seien die Sanitäter gekommen. »Tot ist er nicht, er ist ohnmächtig, aber er lebt«, sagten sie und transportierten ihn ab. Da sitzt man und kann nichts tun. So hilflos ist man, sagt Thomas, man glaubt es nicht. Als die Männer Benny abtransportiert hatten, saß er noch einige Zeit in der Hütte und machte sich allerlei Gedanken. Ein Sanitäter hat Fotos gemacht – vom Tatort. Ja, Thomas dachte das Wort TATORT. »Das müssen wir machen«, sagte der Mann, »im Falle, dass es sich um eine Fremdeinwirkung handelt.«

2 Koma ist ein längerer Zustand tiefer Bewusstlosigkeit. Ein Mensch im Koma lässt sich nicht mehr aufwecken. Im tiefsten Koma sind die normalen Reflexe außer Gefecht gesetzt. Der Betroffene wehrt keine Schmerzreize mehr ab, und seine Pupillen reagieren nicht auf Licht. Ein Koma wird heute nicht als statischer Zustand begriffen, sondern als veränderlicher Prozess. Manche Patienten erlangen wieder das volle Bewusstsein, sind aber fast vollständig gelähmt.

3 Eigentlich hat sich Ines vorgenommen, Michael nach Möglichkeit nicht mehr zu begegnen. Es war die letzten Male zu unerfreulich. Er war sentimental, sie ungeduldig. Sie hasste es, wenn er zu ihr in den Laden kam und herumsaß und dummes Zeug redete. Meistens stritten sie über Dinge, die sie beide doch längst aus der Welt geschafft zu haben glaubten. Es geht nicht mehr. Sie haben sich nichts mehr zu sagen, haben sich beide für ein neues, anderes Leben entschieden, haben sich mit neuen Menschen eingelassen. Fünf Jahre sind sie jetzt auseinander. Irgendwie, dachte Ines, müsste man doch nun einmal vernünftig miteinander umgehen können. Aber er kann es nicht. Sein jetziges Leben ist zu flüchtig, zu oberflächlich, als dass er sich nicht in wachen Momenten nach der Zeit mit ihr oder einer wie auch immer gearteten Zukunft mit ihr sehnen würde. Er treibt auf hoher See, aber er kann nicht schwimmen und findet kein Ufer, das wäre es ein rettendes, Ines heißen müsste. Die Scheidung wäre längst fällig. Für Benny haben sie sich immer davor ge-

drückt. Dabei scheint sich der Junge, seit er bei den Großeltern, Ferdinand und Else, lebt, für seine leiblichen Eltern kaum zu interessieren. Opa Ferdinand ist ihm Ein und Alles. Der verwöhnt ihn, gibt seinen Launen nach, erfüllt ihm jeden Wunsch, stopft ihn mit Geld zu und ist stolz auf seine sportlichen Erfolge. Ihr Kind ist das schon lange nicht mehr, Michaels war es eigentlich nie. Sie sollte jetzt die Scheidung einreichen, dem Theater ein Ende machen und das immer belastendere Gefühl loswerden, für Michael, diesen Schwächling, irgendwie immer noch verantwortlich zu sein. Nicht, dass Rüdeger drängen würde. Er ist aufs Heiraten nicht erpicht, zumal er ja auch noch verheiratet ist. Er ist nicht einmal eifersüchtig auf Michael. Nicht einmal das. Sie bewundert das, sie, die Dagmar, Rüdegers »Verflossene«, wie er sie nennt, auf den Tod nicht leiden kann. Mit der hat er geschlafen, denkt sie manchmal, ausgerechnet mit der. Warum? Warum hat er mit so einer zwei Kinder? Was hatte sie? Was gefiel ihm an der? Und warum zerrt sie immer noch an ihm? Sie ruft an, ob er ihr eine Lampe aufhängen kann, und er rennt hin. Wie lange sie damit leben kann, weiß Ines nicht. Im Moment aber ist das nicht das Problem. Nein, Michael ist das Problem. Michael, der sentimental ist, weint, wenn er sie sieht, alle Räder zurückschrauben will, die er selbst in Gang gesetzt hat. Michael, der immer andere Freundinnen hat, die immer jünger werden, Partygirls, die er auf den Müllkippen seines Nachtlebens aufsammelt, bejammert und bemitleidet sich, wenn sie sich treffen, was selten genug passiert, nun aber leider wieder sein muss, wegen Benny und dem, was passiert ist. Er ist ohnmächtig, nicht bei Bewusstsein, liegt im Koma, heißt es. Sie weiß nicht, was wirklich geschehen ist, als sie das altherwürdige, antiseptisch riechende Backsteingebäude betritt. Vor der Drehtür des Eingangs stehen blasse,

ausgemergelte Männer in gestreiften Schlafanzügen und Bademänteln und ziehen gierig an ihren Zigaretten, deren Kippen sie in eine Schale mit Sand drücken. Krächzend unterhalten sie sich über ihre Lebenserwartung, ihre Operationen und die Löcher, die ihnen das Rauchen in den Hals geschnitten hat.

»Benjamin Maus, bitte.«

»Moment.«

»Ist heute eingeliefert worden.«

»Ja, hier haben wir ihn. Intensivstation I, Zimmer 12, da den Gang durch, dann erster Stock links, steht dran.«

»Danke.«

Dieser Kampf gegen das Sterben überall. Krücken, Verbände, Apparaturen fürs Überleben. Traurige, hoffnungslose Gesichter. Ines schnürt es die Kehle zu. Seit Bennys Geburt war sie nicht mehr im Krankenhaus. Sechzehn Jahre ist es her, und die Erinnerung ist nicht schön. Es war eine schwere Geburt mit einem Dammriss und hohem Blutverlust. Michael floh schon nach den ersten Wehen, konnte und wollte das nicht miterleben. In den schweren Stunden, in denen sie fast gestorben wäre, war er nicht da, nicht einmal erreichbar. Erst später dann, als es galt, sich in der Vaterrolle vom stolzen Opa fotografieren zu lassen, ließ er sich wieder sehen. Seine alles abweisende Ungeduld, was die Schwangerschaft und die Zeit danach betraf, war zur Zeit der Geburt an einem Höhepunkt angelangt. Das Glücksgefühl, von dem andere Frauen gesprochen hatten, das alle Schmerzen vergessen lasse, wenn man erst einmal das Baby im Arm habe, stellte sich bei Ines nicht ein. Sie wusste nach der Geburt, dass sie sich das um keinen Preis der Welt noch einmal antun würde. Insgeheim – darüber sprach sie aber mit niemandem – musste sich Ines eingestehen, dass sie ihr Kind nicht wirklich liebte, nicht

so zumindest, wie die Gesellschaft das als normal ansah und verlangte. Oft hatte sie ein schlechtes Gewissen. Aber als Benny immer mehr seinem Vater zu ähneln begann, ging ihr die ohnehin nur wie eine schwache Kerze flackernde Mutterliebe gänzlich verloren, und sie beschloss, sich und anderen darüber nicht mehr Rechenschaft schuldig zu sein, schon gar nicht den Schwiegereltern. Da man mit ihnen zusammen im Haus wohnte, übernahmen sie immer mehr die Erziehung des Jungen, und als sich Ines und Michael trennten, blieb Benny bei ihnen. Er wollte es so, denn er liebte seine Großeltern mehr als seine Eltern.

Michael ist noch nicht da, als sie den langen Gang mit den schaufensterartigen Scheiben und den Sitzbänken betritt. Eine alte Frau sitzt vor einem der Schaufenster und strickt. Sie grüßt freundlich. Ines steht vor der Scheibe des Zimmers 12. Irgendwo da drin, versteckt hinter Apparaturen, muss Benny liegen, wie ins Schaufenster gestellt.

Er liege im Koma, sei also ohne Bewusstsein, das sei ein kritischer Zustand, sagt Doktor Berner, ein Stationsarzt, der gerade einmal zwei Sätze mit ihr wechselt, allerdings sehr freundlich ist, freundlich und unverbindlich. Man könne, sagt er, über den Grad der Hirnschädigungen noch gar nichts sagen. Morgen früh sei der Chefarzt da, dann habe man erste Untersuchungsergebnisse. Im Moment halte er es noch nicht für angezeigt, zu ihm zu gehen. Es bestehe die geringe Chance, sagt er, dass vertraute Stimmen vom Patienten wahrgenommen würden. Man könne in das Mikro dort unter dem Fenster sprechen. Und sie möge ihn jetzt entschuldigen.

»Das sagen sie immer, dass sie nichts sagen können«, sagt die alte Frau. Das höre sie nun seit acht Monaten. Seit acht Monaten? Ines staunt. Jawohl, acht Monate liege ihr Enkel nun

im Koma, ja, in der Tat. Seit acht Monaten sitze sie hier vor Zimmer 11, jeden Tag.

Dann kommt Michael.

Mit seinem für ihn typischen Schlurfen kommt er den langen Gang entlang, als ginge ihn das alles gar nichts an, als handelte es sich um einen Spaziergang im leichten Frühlingwind. Es fällt ihr sofort auf, dass er sich jetzt die Haare färbt. Sabine, die von ihrem Bruder Michael ebenfalls nichts hält, hat das schon einmal erwähnt, Ines wollte es nicht glauben, jetzt aber sieht sie es sofort. Er hatte ja schon leicht graue Schläfen mit seinen achtunddreißig Jahren, und nun färbt er sie. Das ist wegen Conny, seiner jüngsten Eroberung, hat Sabine gesagt. Die will ihn jünger machen, hat sie gesagt, die will ihn »verjüngen«. Sabine Maus, Diplompsychologin, klug, warmherzig, eine Frau, die Ines bewundert. Wegen ihr hat es Ines immer leid getan, dass der Kontakt zur Familie Maus sozusagen eingeschlafen ist. Sabine, die so tapfer ihre Tochter Anouschka alleine erzieht, von dem Vater nichts mehr wissen will, gegen den latenten Widerstand der Familie Maus, deren Einmischungen Ines wahrlich kennengelernt und zehn Jahre ertragen hat.

Da kommt also Michael. Fehlt gerade noch, dass er fröhlich pfeift. Du lieber Gott, was ist er doch für eine alberne Erscheinung, denkt Ines, wie töricht sieht er aus. Und den hat sie geliebt. Hat sie ihn wirklich geliebt? Das fragt sie sich oft. Was war das damals? Ja, er war so anders und gar nicht hinter ihr her, fast schüchtern war er, was man später nicht mehr glauben mochte. Alle waren sie hinter ihr her. Er nicht. Er war einfach da, war rücksichtsvoll, vielleicht sogar liebevoll. Ob sie sich wirklich liebten, das weiß sie heute nicht mehr so genau. Er jedenfalls war stolz, wollte sie haben, arrangierte die Hochzeit. Heiratet man so einen? Was hätte sie tun sollen? Er

war der erste Mann, auf den sie sich ernsthaft eingelassen hat. Ja, sie war eine Spätzünderin, hatte sich irgendwie, glaubt sie heute, für den Richtigen aufgehoben, für den Traumprinzen, aber sie war nur von Fröschen umgeben. Nach der ersten Nacht mit Michael, die eigentlich eine Enttäuschung war, war sie schwanger. Gerade zwanzig war sie, er zweiundzwanzig. Sie wollte das Kind, wollte alles richtig machen, eine Familie sein. Über den verzweifelten, letztendlich vergeblichen Versuch, gute Eltern zu sein, ging ihnen alles verloren, was an Liebe vielleicht anfangs da war und woraus etwas hätte werden können. Nein, ohne das Kind wäre es vermutlich eine kurze Geschichte gewesen, einer der Schritte ins Erwachsenwerden. Stattdessen bewiesen sie zehn Jahre lang, dass man der Gesellschaft eine heile Familie vorspielen kann, ohne noch Liebe oder Leidenschaft zu empfinden. Dass sie dazu imstande war, obwohl er sie von Anfang an betrog, dass sie mit ihm und dem Kind zehn Jahre im Haus der Schwiegereltern wohnen konnte, das begreift sie heute nicht mehr.

Da kommt er.

Hallo, Ines!

Hallo, Michael!

4 Frau Körners Enkel liegt im Zimmer 11 im Koma. Täglich sitzt sie da. Ein Mann und die junge Frau stehen vor Zimmer 12. Das sind sicher die Eltern des Jungen, denkt sie, der heute eingeliefert wurde. Wie sie das kennt! Du lieber Herrgott, ja! Fast auf den Tag vor acht Monaten war sie auch zum ersten Mal so dagestanden wie die beiden jetzt. Vor der Scheibe dort, dem Fenster, das wie ein Schaufenster ist, ja, ein Schaufenster, dachte sie damals, sie haben ihn in ein Schaufenster gelegt. Da lag er, wie tot, aber doch lebend, nicht so wie wenn einer schläft, nein, so wie wenn einer tot ist. Sie weiß das schließlich, wie ein Toter aussieht, wie einer plötzlich daliegt und ist tot und ganz weit weg, wie nicht mehr da, so ganz ohne Leben. Vierzehn war sie, da starb ihr Vater, und er war der erste Tote, den sie gesehen hatte. Später dann ihre Mutter. Und dann der Autounfall und der Tod der Eltern des Jungen. Ihre geliebte Tochter, die sie nicht mehr sehen durfte als Tote. Da sei vom Menschen nichts mehr vorhanden, sagten sie. Und dann der Junge, beim Volleyball ist es passiert, wie tot liegt er im Schaufenster. Ihr lieber Junge, ihr Kleiner, ihr Liebster, ihr Enkelchen. Da liegt er immer noch. Er hat doch nur noch sie. Sie sagen nicht, ob und wann er vielleicht einmal wieder wach und gesund sein könnte. Das trauen sie sich nicht zu sagen, weil dann die Angehörigen Hoffnung hätten, eine falsche Hoffnung vielleicht. Sie sagen nichts, weil sie nichts wissen. Und wenn sie etwas wissen, dann sagen sie es nicht. Und so muss man eben geduldig warten. Auf den Tod oder auf das Leben. Auf was für ein Leben? Das wäre dann sowieso auch noch die Frage, was das dann für ein Leben wäre. Ob es überhaupt ein Leben wäre. Ob da der Tod dann nicht das Bessere ist. Ein israelischer Politiker hat acht Jahre im Koma gelegen, dann ist er gestorben. Das hat ihr Mann aus der Zeitung vorgelesen. Willst du acht

Jahre lang jeden Tag da hingehen, Frieda, bis sie dir dann sagen, jetzt ist er tot? Er geht nicht mehr hin. Weil es keinen Sinn hat, sagt er, weil der Junge nichts davon hat. Das kann sie nicht. Ob die beiden, die da jetzt vor Zimmer 12 stehen, in acht Monaten auch noch da sein werden?

5 Manche Neuropsychologen gehen inzwischen davon aus, dass ein Koma kein passiver Zustand, sondern eine aktive Schutzreaktion ist. Die Betroffenen, so die Vorstellung, haben sich zwar nach einer Hirnschädigung auf eine sehr tiefe Bewusstseinsstufe zurückgezogen. Mithilfe einer Therapie kann es ihnen aber gelingen, wieder Zugang zur Welt zu finden.

6